

### Rundschau.

Die Einwohnerzahl der deutschen Großstädte nimmt im laufenden Jahre viel langsamer zu als 1907. Einmal hat der Zuzug von außerhalb erheblich nachgelassen; es kommt sogar vor, daß die Zahl der Fortziehenden den Zuzug übersteigt. Sodann aber läßt im laufenden Jahre namentlich auch die eigene Vermehrung der großstädtischen Bevölkerung zu wünschen übrig. Entweder hat die Geburtenhäufigkeit abgenommen, oder aber die Sterblichkeit ist gewachsen. Berlin, Hamburg, Dresden und Leipzig liefern für diese Feststellungen lehrreiches Zahlenmaterial.

Ein starker Rückgang der Auswanderung hat sich immer mehr bemerkbar gemacht. Die Auswanderung über Hamburg betrug im September 9717 (gegen 11 293 im Vorjahre), seit Jahresanfang 53 904 (150 386). Die Auswanderung über Bremen betrug im September 7228 (17 798), seit Jahresanfang 44 142 (180 521).

Ein junger Ingenieur, Hr. Adrien Roffet in Hagenau im Elsaß, hat eine neue Flugmaschine konstruiert, die wesentlich von den bisher gebauten abweicht. Sie hat eine ganze Reihe Vorteile gegenüber den alten Maschinen. Vor allen Dingen ist die Ausbalanciervorrichtung selbsttätig und ihr Versagen ausgeschlossen! Damit würde die große, immer wieder erhobene Forderung, die auch Edison als Grundbedingung nannte, endlich erfüllt werden. Auch braucht dieser Apparat keine Anlauffläche usw. sondern steigt senkrecht in die Höhe, ein Vorteil, den bis heute noch keine Flugmaschine nachweisen kann. Weiter ist ein ungefährlicher Niedergang beim Versagen irgend eines wesentlichen Teils oder bei Motordefekten gesichert. Langsame und schnelle Fahrt nach Belieben ohne Aenderung der Motorengeschwindigkeit ist gleichfalls ein Vorteil der neuen Maschine. Ihr Gesamtgewicht würde mit Antoinette-Motoren 250 Kilogramm betragen, die Tragkraft ungefähr 750 Kilogramm. Der Erfinder will sich mit dieser neuen Maschine um den Langpreis der Lüste bewerben. Doch ist hierbei vorgeschrieben, daß auch die Motore in Deutschland gebaut sein müssen. Leider kann sich aber die deutsche Industrie noch immer nicht dazu verstehen, den Erfindern von Flugmaschinen insofern entgegenzukommen, als sie ihnen leichte Motore baut! Mit unseren schweren deutschen Motoren kann keine Flugmaschine in die Höhe gehen. Daran liegt auch das bisherige völlige Versagen des Flugmaschinenbaues in Deutschland.

Auf der ersten Provinzial-Obst- und Gemüse-Ausstellung in Duisburg, welche von der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz vom 3. bis 12. Oktober veranstaltet wurde, erhielt die Konful Wessel'sche Gartenverwaltung (Obergärtner Otto Wagner, Sohn des Hrn. Verwaltungsaktuar Wagner in Kottweil) in Bonn für hervorragende Leistungen in den verschiedenen Wettbewerben in der Feinobstzucht einen Ehrenpreis, zehn erste Preise und fünf zweite Preise zuerkannt.

St. Gallen, 11. Okt. Ein 13jähriger Knabe namens Federer in dem rheintalischen Dorf Au erschloß mit Ueberlegung und Vorbedacht ein neun-jähriges Mädchen. Das Kind war auf seinen Vorschlag, die Eltern zu bestehlen und ihm das Geld auszuliefern nicht eingegangen, sondern hatte den Eltern Mitteilung gemacht. Dafür wollte sich der jugendliche Mordbube rächen. Er kehrte am 8. Oktober aus dem nahen Bernegg, woselbst er die Realschule besucht, mit einem Flobergewehr heim und forschte sofort nach dem Kind. Als er es im Kreise mehrerer Kinder spielend aufgefunden hatte, zielte er auf das Mädchen und schoß es nieder. Das Kind war auf der Stelle tot.

Aus Wiesbaden wird berichtet: 500 Winzer der Reichslande hielten am Sonntag in Oestrich eine Protestversammlung gegen die Weinsteuer ab. Der Reichstagsabgeordnete Dahlem und andere wandten sich sehr entschieden gegen die Weinsteuer in jeder Form.

### Darmisches.

Ein Jahr des Schreckens. Der alljährlich erscheinende englische „Almanach de Moore“ bringt für das in 3 Monaten kommende neue Jahr einige originelle Prophezeiungen. Diesmal läuft einem die Gänsehaut über den Rücken, wenn man die un-abwendbar graufigen Ereignisse liest. Das Jahr 1909 wird voll von Unglücksfällen sein und wir werden die ganzen 12 Monate die Fröhlichkeit vermissen. Im ersten Drittel des Jahres werden alle Staatsoberhäupter Unannehmlichkeiten haben. Sodann werden Kuzland sehr schwere Ereignisse treffen. Der Tod wird viele hochstehende Personen ereilen. Unruhen in Deutschland und in Persien folgen sodann. Der Schah wird große Blutbäder anrichten und im März wird in England ein großer Mann sterben. In dem Augenblick, wo die Sonne in den Wendekreis des Krebses tritt, die Nichtastronomen sagen, am 22. Juni wird der englische Handel sehr bedroht werden, die Börsen werden schwanken und viele Banken trachen. Der September wird der

ärteste für die Souveräne sein. England wird in einen Konflikt mit seinen Kolonien geraten, der Kaiser von China wird in Gefahr kommen, ermordet zu werden. Damit hört aber die Liste der Unglücke noch nicht auf. Die Symphonie der Unglücksfälle wird mit einer totalen Sonnenfinsternis enden, die für England höchst gefährlich ausfällt. Der 23. Dez., eben jener Unglückstag, wird der Anfang zahlreicher Todesfälle in der englischen Aristokratie sein. König Eduard wird an diesem Tage lebensgefährlich erkranken und lange Zeit darniederliegen.

Eine Prophezeiung für Zar Ferdinand. Durch eine Episode in Karlsbad, die sich im Jahre 1889 abspielte, und bei der eine Kartenlegerin und Wahrsagerin die Rolle der Pythia hatte, wird, wie der „Inf.“ von bulgarischer Seite mitgeteilt wird, der Gewaltstreich Ferdinands direkt „legalisiert“. Fürst Ferdinand von Bulgarien befand sich damals in diesem böhmischen Badeort, wo er sich anscheinend sehr gut zu unterhalten schien. Eines Tages speiste er in großer Damengesellschaft im Hotel „Pupp“, worauf er sich in den gegenüberliegenden Garten zu Tombola begab. Eine Wahrsagerin, die dort die Runde machte, kam auch an seinen Tisch und bot sich an, ihre Kunst zu zeigen. Anfangs wollte der Fürst sich, abergläubisch wie alle Kartenspieler, die Zukunft nicht prophezeien lassen, doch gab er schließlich dem Drängen der Damen nach und reichte der Kartenlegerin, die ihn nicht kannte, seine Hand hin. Doch kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie ihn sehr erstaunt, fast bestürzt ansah. Der Fürst fragte sie nach dem Grunde ihres Erstaunens und ob ihm so schlimmes bevorstehe. Im Gegenteil, erwiderte das Weib, er werde sich, noch ehe zwei Dezennien vergangen seien, auf einen Königsthron setzen. „Zwanzig Jahre“, erwiderte der Fürst, „das ist eine sehr lange Zeit. Wer weiß, ob ich so lange lebe.“ „Zwanzig Jahre wird es dauern, bis Sie König sind“, sagte die Kartenlegerin bestimmt. „Als solcher werden Sie noch einen großen Krieg zu führen haben und sieben Jahre lang den Purpur tragen.“ — Der erste Teil der Prophezeiung ist bereits eingetroffen, der zweite sieht allerdings noch aus.

Einen verzweiferten Kampf mit einem Tintenfisch hat nach Berichten amerikanischer Blätter ein Taucher im Hafen von San Francisco zu bestehen gehabt. Der Taucher, der in den Innenraum eines untergegangenen Schiffes gestiegen war, stieß dort auf einen ungeheuren Tintenfisch, der einen seltenen, fünf Zoll dicken Fühler um das Bein des Tauchers unterhalb des Knies schlang; gleich darauf wickelte sich ein zweiter Arm des Meerunge-

### Die teure Seife.

Humoreske von Gottlieb Hermann.  
(Nachdruck verboten.)

Die junge Frau Amtsrichter Krause saß mit verweinten Augen in ihrem Wohnzimmer. Zum ersten Male seit ihrer Hochzeit, die nun schon vor fast einem halben Jahre stattgefunden, hatte sie einen Konflikt gehabt mit ihrem Gatten, und zwar wegen einer Lappalie. Jeden Monat ließ sie sich von dem Kaufmann, bei dem sie ihre Bedürfnisse für den Haushalt einzukaufen pflegte, eine Rechnung aufstellen, die sie alsdann ihrem Manne vorlegte. Als vernünftige Frau sah sie ein, daß es ein gutes Recht des Mannes sei, die Ausgaben, die für den Haushalt gemacht wurden, zu kontrollieren, denn er mußte ja schließlich die Rechnungen bezahlen. So war es auch daheim in ihrem elterlichen Hause Sitte gewesen; aber sie entsann sich nicht, daß es dabei jemals zu einer Auseinandersetzung zwischen den Eltern gekommen wäre. Anstandslos hatte bis jetzt ihr Gatte auch stets den Betrag bezahlt, der am Fuße des langen Zettels als Endsumme verzeichnet stand, ohne auch nur einen Blick auf die einzelnen Posten zu werfen; aber heute hatte er, als sie einen Augenblick hinausgegangen, rein zufällig die Rechnung noch einmal durchgesehen und da entdeckt, daß für die bei der Hauswäsche gebrauchte Seife eine ganz erstaunliche Summe ausgegeben war: fünfundzwanzig Mark allein für Seife im Zeitraum eines Monats! Als seine Frau wieder ins Zimmer trat,

konnte Krause sich nicht enthalten, sein Befremden auszusprechen; denn wenn er auch nicht viel von Haushaltungsangelegenheiten verstand, so begriff er doch, daß eine solche Summe für Seife allein nicht ausgegeben werden durfte. Die junge Frau verteidigte sich; sie könne nicht dafür, daß die Seife so teuer sei, und sowohl ihr Dienstmädchen als Frau Vienthal, die Waschfrau, hätten erklärt, daß sie mit einer billigeren Seife nicht waschen könnten. „Aber liebes Kind“, sagte Krause, „bedenke doch, wohin es führen würde, wenn Dienstmädchen und Waschfrau bestimmen wollten, was wir in unserm Haushalt gebrauchen sollen, das ist doch Sache der Hausfrau, und in diesem Punkte darfst du dir von dem Dienstpersonal keine Vorschriften machen lassen. Der Betrag, den du für die Seife ausgegeben hast, ist entschieden zu hoch. Für die Hälfte, ja für ein Drittel des Preises würdest du ganz gewiß auch eine brauchbare Seife erhalten haben. Wenn wir für alle Verbrauchsgegenstände im Haushalt verhältnismäßig dieselben Preise zahlen müßten, so würde mein Gehalt dafür nicht ausreichen. Ich bitte dich also, etwas billiger einzukaufen; ich wünsche wirklich nicht, daß auf der nächsten Monatsrechnung wieder eine solche Summe allein für die Seife angelegt ist!“

Damit war nun freilich vorläufig die Sache abgetan, denn das wußte die junge Frau Amtsrichter bereits, daß ihr Mann nicht gut Widerspruch ertrag. Aber es war doch nicht schön von ihm, daß er von einer solchen Kleinigkeit soviel Aufhebens machte.

Und als er sich nun in sein Studierzimmer zurückgezogen hatte und sie allein im Wohnzimmer zurückblieb und noch einmal über den Vorfall nachdachte, da kamen ihr nachträglich die Tränen. Wenn sie auch erst kurze Zeit verheiratet war, so hatte sie doch schon die Erfahrung gemacht, daß mit Dienstmädchen und Waschfrauen schwer umzugehen ist. Schon dreimal hatte sie mit diesem Personal gewechselt, und sie wußte bestimmt, wenn sie jetzt der Lina und der Frau Vienthal wegen des Seifenverbrauchs Vorhaltungen machte, so gab es nicht nur spitze Redensarten und Aerger, sondern höchstwahrscheinlich auch Kündigung zum nächsten Monat, und das hätte sie gar zu gern vermieden; denn sie wußte, wie in ihren Bekanntenkreisen bereits darüber gesprochen wurde, daß kein Dienstmädchen und keine Waschfrau lange bei ihr aushielte.

Während die Frau Amtsrichter Krause sich noch solchen Betrachtungen hingab, wurde an die Tür geklopft, und herein trat ihre beste Freundin, die Frau Bürgermeister Lambrecht. Die Frau des Stadtoberhauptes, eine bereits bejahrte Dame, war in der ganzen Stadt bekannt wegen ihres praktischen Sinnes und wegen ihrer Sparsamkeit; auch demutterte sie gern die jungen Frauen und teilte ihnen aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen mit. Als sie bei der Frau Amtsrichter eintrat, bemerkte sie sofort, daß diese geweint hatte, und kannte bereits nach zehn Minuten die Ursache dieser Verstimmung. „Meine liebe Frau“, sagte die Frau Bürgermeister, „Sie müssen das nicht so tragisch nehmen.



heuers um seine Hüfte. Der Taucher hatte entsetzt mit seinem Messer auf die Fähler und signalisierte heftig zum Aufzug. Zwei weitere Arme streckten sich aus der Dunkelheit hervor, von denen einer den Taucher um den Hals griff. Da die Leute an der Oberfläche ihn zugleich hochgezogen, drohte der Fähler den Helm abzureißen, und der Taucher mußte zum Einhalten signalisieren. Der Mann hatte nun nur noch seine linke Hand frei, mit der er wie ein Wahnsinniger kämpfte; er hatte auf die Fähler ein, bis das Untier halb tot war; es zog den Taucher mit einer letzten Kraftanstrengung nach seinem Mund, doch der Mann stieß ihm sein Messer wiederholt in den Kopf, bis der Polyp verendete. Der Taucher wurde halb ohnmächtig an die Oberfläche gebracht. Der Polyp wurde dann emporgehoben und öffentlich zur Schau gestellt.

Eine ergötzliche Szene spielte sich neulich in München ab. Ein tüftlicher Windstoß entführte die Kopfbedeckung eines auf der hinteren Plattform eines Straßenbahnwagens stehenden Herrn. Der Schaffner lehnte es trotz des höflichen Ersuchens ab, den Wagen halten zu lassen. Kurz entschlossen packte der „Barhäuptige“ die Mütze des Schaffners, und auch diese flog auf die Straße. Die Spekulation auf den menschlichen Egoismus hat sich dabei als richtig bewährt. Denn da es sich jetzt auch um seine eigene „Behauptung“ handelte, ließ der Schaffner halten. Beide holten sich ihre Kopfhüllen, doch verzichtete der Fahrgast aus begreiflichen Gründen auf die Weiterfahrt mit dem überrumpelten Schaffner.

Zur Nachahmung empfohlen. In London hat sich eine „Liga der Kurz-Röcke“ gebildet, die ständig mehr Anhängerinnen gewinnt. Die Mitglieder verpflichten sich — gegen Zahlung einer erheblichen Buße im Falle der Zuwiderhandlung — nur Kleider zu tragen, die Boden und Pflaster nicht berühren und daher weder Staub noch Mikroben aufwirbeln. Auch in Amerika hat sich ein ähnlicher Verein, die „Fünfzoll-Liga“, konstituiert, deren Mitglieder sich verbindlich machen, wenigstens einen Zwischentaum von fünf Zoll zwischen dem Boden und ihrem Gewande zu lassen. Bravo!

Was bei einer Ehescheidung herauskommen kann. Gibt es für einen „modernen“ Ehemann etwas Erfreulicheres als die Scheidung? Man gibt die schlecht geratene Ehegenossin auf, wird wieder frei, sucht die Vergangenheit zu vergessen und sucht sich mit geschärftem Blick ein neues Weib, das größere Garantien ehelichen Glückes bietet. So ist es in der Theorie; die Praxis aber macht manchmal einen dicken Strich durch die Rechnung. Das erfährt zu seinem Leidwesen ein französischer Kaufmann, dessen traurige Geschichte vom „Matin“ erzählt wird. Der gute Mann hatte vor etwa zwölf Jahren in Paris eine deutsche Dame geheiratet. Das junge Paar ließ sich bald nach der Hochzeit in Dänemark nieder; aber der eheliche Friede war nicht von langer Dauer. Die Frau beantragte die Scheidung, und die dänischen Gerichte sprachen sie aus,

indem sie den Mann für den schuldigen Teil erklärten. Nach den dänischen Gesetzen konnte er sich jetzt in Dänemark nicht mehr verheiraten. Er sehnte sich aber nach einem neuen Heim und ging deshalb wieder nach Frankreich, in der Hoffnung, in seinem Vaterlande die ersehnte „Heiratsfreiheit“ wieder erlangen zu können. Zu diesem Zwecke strengte er in Frankreich gegen die Ex-Gattin, weil sie sich durch ihre Wiederverheiratung der Bigamie schuldig gemacht habe, nun seinerseits die Ehescheidungsklage an. Das Seine-Tribunal aber raubte ihm alle Illusionen. „Obgleich“, so sagt das Urteil, „die neue Ehe der Frau nach den französischen Gesetzen für nichtig erklärt werden muß, muß diese von der besagten Frau in gutem Glauben und nach den Gesetzen des Landes, in welchem sie gegenwärtig wohnt, geschlossene Ehe doch in Kraft bleiben, bis ihre Nichtigkeit ausdrücklich bewiesen ist.“ Der Kaufmann befindet sich nach diesem Urteil in einer ganz eigentümlichen Lage: Wieder verheiraten darf er sich nicht, weil er nach dem französischen Gesetz noch mit seiner früheren Frau verheiratet ist, und die frühere Frau bekommt er auch nicht wieder, weil sie jetzt ein anderer hat und weil die Ehe mit dem anderen nicht anzusehen ist. Der arme Mann legte Verufung ein, aber die Verufungsinstanz bestätigte das Urteil der ersten Instanz. Der ungeschiedene Geschiedene oder der geschiedene Ungeschiedene ist also sozusagen ein Ehemann in varibus mit einer legitimen Frau, die in Dänemark mit einem anderen verheiratet ist.

Der Triumph der Mutterliebe. Eine rührende Szene spielte sich dieser Tage vor dem New-Yorker Obergericht ab, als eine Frau namens Mrs. Amory, die aus Süd-Dakota hergereist war, in einem schlanken, hübschen Mädchen von vierzehn Jahren ihre Tochter wiedererkannte, die ihr vor dreizehn Jahren geraubt worden. Die Behörden des Findelhauses, in dem das Mädchen erzogen wurde, seitdem es als hilfloser Säugling in den Straßen von New-York aufgefunden war, machten der Frau ihr Mutterrecht streitig, da sie es durch keinerlei Dokumente zu beweisen vermochte. Vor dem Gericht, dessen Hilfe die Frau anrief, erschien sie mit mehreren Freundinnen, und hier sah sie zum ersten Male das Mädchen, das nach verschiedenen Indizien, die sie in Erfahrung gebracht hatte, ihr Kind sein mußte. Kaum hatte sie es erblickt, als sie in tiefer Erregung zu dem Richter sagte: „Das ist mein Kind. Ich erkenne es. Ich fühle es hier“, und damit drückte sie die Hand auf ihr Herz. Das Mädchen sah von dem Gebetbuch, in dem es las, auf und blickte der Reihe nach die eintretenden Frauen an, bis der Blick dem ihrer Mutter begegnete und wie gebannt an ihm haften blieb. Da eilte Mrs. Amory, während ihr die Tränen über die Wangen liefen, auf sie zu und schloß sie in ihre Arme, und auch das Mädchen rief immer wieder weinend: „Ich fühle, du bist meine Mutter . . .“ Die Stimme des Blutes hatte so stark in den beiden

gesprochen, daß auch der Richter, der die Szene beobachtet hatte, den Behörden des Findelhauses anheimgab, ihre Zweifel fahren zu lassen und der Mutter die Tochter zurückzugeben.

(Hauschwamm.) Man löse 5 Gramm Salizylsäure in 1 Liter Alkohol und bestreiche damit die betreffenden Stellen. Selbstverständlich sind die Wucherungen des Hauschwammes, wenn sie schon eine erhebliche Größe erreicht haben, zuvor mit einem Messer zu entfernen und dann erst die betreffenden Stellen zu bestreichen. Meist reicht ein Anstrich, widrigenfalls wiederhole man denselben.

[Verblümt.] „Dein Mann ist also nicht mehr zärtlich gegen Dich!“ — „Nein! Diese Zeiten sind schon längst vorüber! . . . Jetzt umarmt er nur mehr Alleeebäume und Laternenpfähle!“

[Kleinstadt-Adressbuch.] Fremder: Entschuldigen Sie, wohnt hier nicht in der Hauptstraße ein Herr Schmidhammer? — Einheimischer: „No, een' Schmiedt ha'm mer, und een' Hammer ha'm mer, und een' Hammer'schmidt ha'm mer ooch, aber een' Schmidhammer ha'm mer nich.“

[Zu wider.] Dorfpolizist (ein verdächtiges Individuum im Wirtshaus bemerkend): „So a' z'widererr Keel! — Dreißigwanzig Stedbrief hab' ich — und der Keel paßt mir zu keinem einzigen!“

[Aufmerksam.] Richter (zum Gauner): „Warum sind Sie aus dem Gefängnis ausgebrochen?“ — Gauner: „Ach, ich hab den armen Kerkermeister immer über Erfüllung klagen hören.“

[Abbitte.] Mutter: „Aber Karlchen, wie kannst du zum Onkel sagen, daß er dumm sei; gehe gleich zu ihm hin und tue Abbitte.“ — Karlchen: „Lieber Onkel, es tut mir leid, daß du dumm bist.“

[Unangenehm.] Gerichtsdienner (zu einem Herrn, der vor dem Gerichtsgebäude auf und ab geht): „Wartet der Herr hier auf jemanden?“ — Herr: „Ja! — Mir war es vorhin, als hätte ich einen alten Bekannten von mir, einen gewissen Herrn Leberl hineingehen sehen.“ — Gerichtsdienner: „Ganz richtig, es war der Herr Leberl! — Aber Sie, auf den warten S' lieber nicht, der kommt erst in vier Monaten wieder heraus!“

### Scherz-Rätsel.

Zu der Kirchweih' lust'gem Tanz  
Komme gern ich mit dem Hans.  
Doch wird mir der Hans genommen,  
Bin ich wohl auch so willkommen.  
Ohne Kopf und ohne Bein,  
Ohne Knochen werd' ich sein.  
Nur aus Fleisch und Blut und Haut  
Ward ich kürzlich erst gebaut.

### Auflösung der Ergänzungsaufgabe in Nr. 160.

Ruhe, Adel, Herr, Weg, Saß, Tag,  
Ruderregatta.

Wichtig gelöst von Martha Kehler von Ottenhausen.

Sold' ein kleiner Konflikt kommt in der besten Ehe vor. Mein Mann ist ein Engel an Sanftmut; aber doch, wenn ich Ihnen berichten wollte — ich will es aber lieber nicht. Und auch mit Ihrem Dienstmädchen und Ihrer Waschfrau werden Sie schon fertig werden. Viele Diensthöfen geben sich alle erdenkliche Mühe, durch große Ausgaben ihre Herrschaften zu schädigen. Nichts ist ihnen gut genug; sie mäkeln am Tee und am Kaffee, an der Milch und an der Puhpomade. Dagegen gibt es nur ein einziges Mittel: sie müssen glauben, daß im Haushalte nur die teuersten Sachen gebraucht werden, dann sind sie zufrieden. Ich hatte auch einmal eine Waschfrau, die behauptete, nur mit der teuersten Seife waschen zu können. Im ersten Jahre ließ ich sie zufrieden, und meine Seifenrechnung erreichte eine schier unheimliche Höhe, nicht, weil wir zu viel gebrauchten, sondern weil nur die teuersten Sorten ins Haus kamen. Das durfte unmöglich so weiter gehen, zumal auch mein Mann, genau wie der Jhrige, bereits anfang unzufrieden zu werden, wenn ich ihm die Seifenrechnung vorlegte. Ich sagte deshalb zu meiner Waschfrau, wir wollten es einmal mit einer andern Seifensorte versuchen, und ließ mir vom Fabrikanten sechs Stück zur Probe kommen, drei von einer sehr teuren und drei von einer sehr billigen Sorte. Die teuren Stücke befanden sich in einer Originalumhüllung, auf der in goldenen Buchstaben die vortrefflichen Eigenschaften hervorgehoben wurden; die billigen waren in gewöhnliches Papier eingewickelt. Ich entfernte von den teuren Stücken die prunkvollen Umhüllungen und legte sie um die billigen Stücke; dann gab ich die teuren Stücke meiner Waschfrau zur Probe und sagte

ih, das sei die billigste Sorte. Am folgenden Tage schon erklärte sie mir: „Gnäd' Frau, die billige Sorte taugt nichts, damit kann ich nicht waschen.“ „Gut“, sagte ich, „so wollen wir es mit einer anderen versuchen“, und ich gab ihr die drei billigen Stücke mit der prunkvollen Umhüllung. Wie ich es erwartet, las die Frau zunächst die Anpreisung, und als ich sie am folgenden Tage fragte, wie ihr die Seife gefallen, da strahlte sie vor Vergnügen und versicherte: „Gnädige Frau die Seife ist ganz vortrefflich, niemals ist eine bessere Sorte in Ihr Haus gekommen. Dabei müssen wir bleiben. Und denken Sie nur, wenn Sie zweihundert Stücke davon verbraucht haben, so bekommen Sie von dem Fabrikanten ein kostbares Eßservice geschenkt. Sie müssen nur die Umhüllungen aufbewahren und dem Fabrikanten abliefern.“ Das stand in der Tat kleingedruckt auch auf den Umhüllungen; ich hatte es aber übersehen. „Nun“, sagte ich zu der Waschfrau, „so wollen wir bei dieser Sorte bleiben. Die Seife ist freilich sehr, sehr teuer; aber das schadet nicht. Wenn Sie damit so zufrieden sind, wollen wir sie behalten.“ Seitdem hatte ich Frieden mit meiner Waschfrau und mit meinem Mann. Erstere war in dem Glauben, daß wir die teuerste Seife gebrauchten, und letzterer freute sich über die niedrigen Rechnungen, die kaum ein Drittel der früheren betragen. Wenn die Seife verbraucht war, wickelte ich wiederum drei von den billigen Stücken in die teuren Umhüllungen, und jedermann im Hause war zufrieden.

Die Tränen der Frau Amtsrichter waren während dieser Erzählung längst getrocknet, und nun lachte sie herzlich über den gelungenen Einfall der Frau Bürgermeister. „Aber, meine Liebe“, fragte

sie dann, „woher belamen Sie denn die vielen Umhüllungen für Ihre Seife?“ Die alte Dame antwortete lächelnd: „In der ersten Zeit gebrauchte ich immer wieder dieselben, denn meine Waschfrau brachte mir stets gewissenhaft die Umhüllungen zurück, damit ich recht bald in den Besitz des Eßservices kommen sollte. Später war diese Vorsicht nicht mehr nötig. Als die Frau sich erst an die Seife gewöhnt hatte, gab ich sie ihr einfach ohne Umhüllung, und die gute Seele glaubte, ich hätte diese schon entfernt und sorgfältig aufgehoben. Nach etwa Jahresfrist kaufte ich ein billiges Eßservice und schenkte es der Waschfrau. Ich konnte das ohne Schaden tun; denn sie hatte mir soviel an Seife erspart, daß ich dafür drei solche Service hätte kaufen können. Nun aber hatte ich bei ihr gewonnenes Spiel. In der ganzen Stadt erzählte sie von meiner Freigiebigkeit und Uneigennützigkeit, weil ich das „kostbare Service“ nicht für mich behalten hatte; und ich glaube, wenn ich ihr jetzt eine noch billigere Seifensorte gäbe, sie würde damit auch zufrieden sein.“

Noch lange saßen an diesem Nachmittage die beiden Damen am Kaffeetisch und überlegten, in welcher Weise Ersparnisse im Haushalte gemacht werden könnten, ohne daß das Dienstpersonal davon etwas merkte. Die Beratungen mußten wohl einen befriedigenden Verlauf genommen haben, denn als am Ende des Monats der Amtsrichter Krause die Rechnungen durchsah, lächelte er befriedigt und gab seiner Frau einen Extratruß mit dem Versprechen, in den nächsten Gerichtsferien mit ihr eine Badereise machen zu wollen.